



wohnmobil

KONZEPT, DISKURS, PERSPEKTIVE

1 ▶ EINFÜHRUNG
SEITE 02

2 ▶ DAS KONZEPT
SEITE 04

3 ▶ DER WORKSHOP
SEITE 08

**4 ▶ NACH DEM
WORKSHOP IST VOR
DEM WOHNMOBIL**
SEITE 28

5 ▶ ANHANG
SEITE 30

6 ▶ IMPRESSUM
SEITE 33

»Wir müssen die Menschen als aktive Subjekte ihres eigenen Schicksals behandeln und ihnen die entsprechenden Spielräume zubilligen, statt in ihnen passive Empfänger der Früchte ausgeklügelter Entwicklungsprogramme zu sehen. Staat und Gesellschaft kommt die große Verantwortung dafür zu, die menschlichen Verwirklichungschancen zu erweitern und zu schützen. Doch ihre Aufgabe ist es lediglich, die nötigen Hilfestellungen zu geben, nicht aber Fertiglösungen anzubieten.«

Amartya Sen¹

Die Montag Stiftung Urbane Räume gAG unterstützt am Gemeinwohl orientierte Personen, Initiativen und Institutionen dabei, Verantwortung für sich und ihre Nachbarschaften zu übernehmen. Im Kern geht es darum, an möglichst vielen Orten in Deutschland dazu beizutragen, dass der individuelle Zugang zu Entwicklungschancen gerechter verteilt und vergrößert wird.

Die Stiftung handelt im Wesentlichen mit den Werkzeugen und Instrumenten der Stadtentwicklung, Stadtplanung und Architektur, nutzt aber immer auch Erkenntnisse und Strategien von anderen Disziplinen. Sie ist in drei Handlungsfeldern tätig: »Lernen«, »Wohnen« und »Urbane Dialoge«. Die Stiftung arbeitet grundsätzlich eng mit den Menschen vor Ort zusammen. Im Handlungsfeld »Wohnen« setzt sie dabei an den unmittelbaren Lebensräumen der Menschen an: der Wohnung, dem Wohnumfeld, der Nachbarschaft, dem Viertel.

Ein Baustein der noch jungen Projektfamilie »Wohnräume« ist die von 2009 bis 2012 laufende »KALKschmiede*«. In ihr werden Ideen und Perspektiven in den Themenfeldern Wohnen, öffentlicher Raum und lokale Ökonomie für den Kölner Stadtteil Kalk gemeinsam mit Ortsansässigen ent-

wickelt. Ein weiterer, zukünftiger Baustein behandelt Finanzierungs- und Unterstützungsmodelle für raumwirksame Unternehmungen. Die Kernfrage lautet, wie lokale Akteure – KMU und Gründer, Einzeleigentümer, Vereine etc. – ermutigt und befähigt werden können, unternehmerisch tragfähige und gleichzeitig stadtteil- und gemeinwohlorientierte Vorhaben zu realisieren.

Zwischen beiden Bausteinen ist – sowohl chronologisch als auch thematisch – das wohnmobil angesiedelt. Das wohnmobil ist einerseits als eine Art Suchmaschine der Montag Stiftung Urbane Räume denkbar, mit der zeitnah und aktuell Herausforderungen der Wohn- und Siedlungsentwicklung gefunden werden. Andererseits und vor allem soll es ein Instrument sein, mit dem die unmittelbare Lebensumwelt von Menschen verbessert wird.

Das »mobile« – will heißen: bewegliche, offene, jeweils neu zusammengesetzte – Expertenteam, das das wohnmobil im Kern ist, soll mit gebündelten Kräften in begrenzter Zeit Ansätze zur Überwindung von Missständen und Benachteiligungen entwerfen, die sich auf Quartiersebene manifestieren, und dabei eigenverantwortliches Handeln unterstützen oder auslösen.

Das wohnmobil soll insbesondere dort Anwendung finden, wo Probleme absehbar, spürbar, jedoch sowohl in ihren Ursachen als auch in ihren Wirkungen noch nicht konkret greifbar und definierbar sind. Es schafft ein Problem- und Verantwortungsbewusstsein in der Bevölkerung und »hilft über die Schwelle«, oder anders ausgedrückt: Es schiebt an, setzt die Menschen in ihrem Wohnviertel in Bewegung und geht auf die gemeinsame Suche nach den Hebeln und Ansatzpunkten, mit denen ein Problem behoben werden kann. Durch dieses am Bedarf orientierte und auf den jeweiligen Ort zugeschnittene Vorgehen können im Kleinen innovative Wege erarbeitet und ausprobiert werden, die bestenfalls beispielgebend auch für weitere Kommunen sind.

Die vorliegende Publikation wird das inhaltliche Fundament des wohnmobils sein. Sie dokumentiert einen Workshop, den wir mit Projektpartnern, Experten und Fachkollegen über das wohnmobil geführt haben und in dem wir Idee, Strategie und Konzept noch einmal grundlegend in Frage gestellt haben: Gibt es einen Bedarf für dieses Instrument? Ist die kompakte und mobile Form den Herausforderungen angemessen? Wird das Instrument über sich selbst hinaus wirksam? Obwohl der Dialog auch von kritischen und zurückhaltenden Einschätzungen geprägt war, haben uns die neugierigen Stimmen aus Praxis und Forschung darin bestärkt, auf die Suche nach Erprobungsmöglichkeiten zu gehen. Dabei wissen wir: Wir sind in diesem Feld keine einsamen Pioniere. Viele zivilgesellschaftliche Akteure und staatliche Institutionen engagieren sich für eine strukturelle Verbesserung der Lebenssituation in den Städten. Wir reißen uns in diese Bemühungen als Partner ein.

In dem vorliegenden Bericht können Sie die Haltung und Grundstruktur des wohnmobils kennenlernen und etwas über Projekte erfahren, die wir als Inspiration für das eigene Denken genutzt haben. Sie erhalten aber auch einen Hinweis

darauf, welche fachliche Breite der von uns eingeholte Rat besaß, um für die kommenden Schritte auf sicheren Füßen zu stehen.

Unser Dank gilt vor allem und explizit den Teilnehmern des Workshops und allen anderen, die im Vorfeld die Idee und das Projekt mit uns geschärft haben. Wir freuen uns schon heute auf die weitere Zusammenarbeit!

Carl Richard Montag
Stifter

Frauke Burgdorff
Vorstand der Montag Stiftung Urbane Räume gAG

September 2010

2.1 HERAUSFORDERUNG

Das Ideen- und Konzeptpapier zum wohnmobil wurde den Teilnehmern des Workshops als Grundlage zur Verfügung gestellt. Es war die Basis für die anschließenden Vorträge und Diskussionen und wurde daraufhin leicht verändert und angepasst.

»Wo wohnst Du?« Die Beantwortung dieser Frage kann viel über die Zukunftschancen von Menschen aussagen. Schrumpft die Bevölkerung, sinkt der Bodenpreis und das Ersparte ist in Gefahr; lebt man in einem benachteiligten Quartier, wird die Adresse zum Stigma; ziehen die Menschen aus einem Stadtteil häufig weg, ist der soziale Zusammenhalt bedroht. Mögliche Probleme in Stadtteilen gibt es viele. Sie können sozialer, städtebaulich-architektonischer, infrastruktureller, ökonomischer und ökologischer Natur sein. Im Idealfall übernehmen die Bewohner und Eigentümer eines Viertels die Verantwortung für ihre Häuser, das soziale Miteinander, die ökonomische und ökologische Qualität ihres Wohnorts. Doch was passiert dort, wo die Lebenssituation der Menschen ein Initiativwerden erschwert? Oder dort, wo ein aufdämmerndes Problem noch nicht benannt werden kann oder unpopulär ist? Hier müssen frühzeitig Dialoge geführt und Entwürfe entwickelt werden, die auf die besonderen Herausforderungen vor Ort sehr präzise reagieren und trotzdem im Blick haben, welche Bedingungen die überregionalen und globalen Kontexte erzeugen. Hier setzt das wohnmobil an.

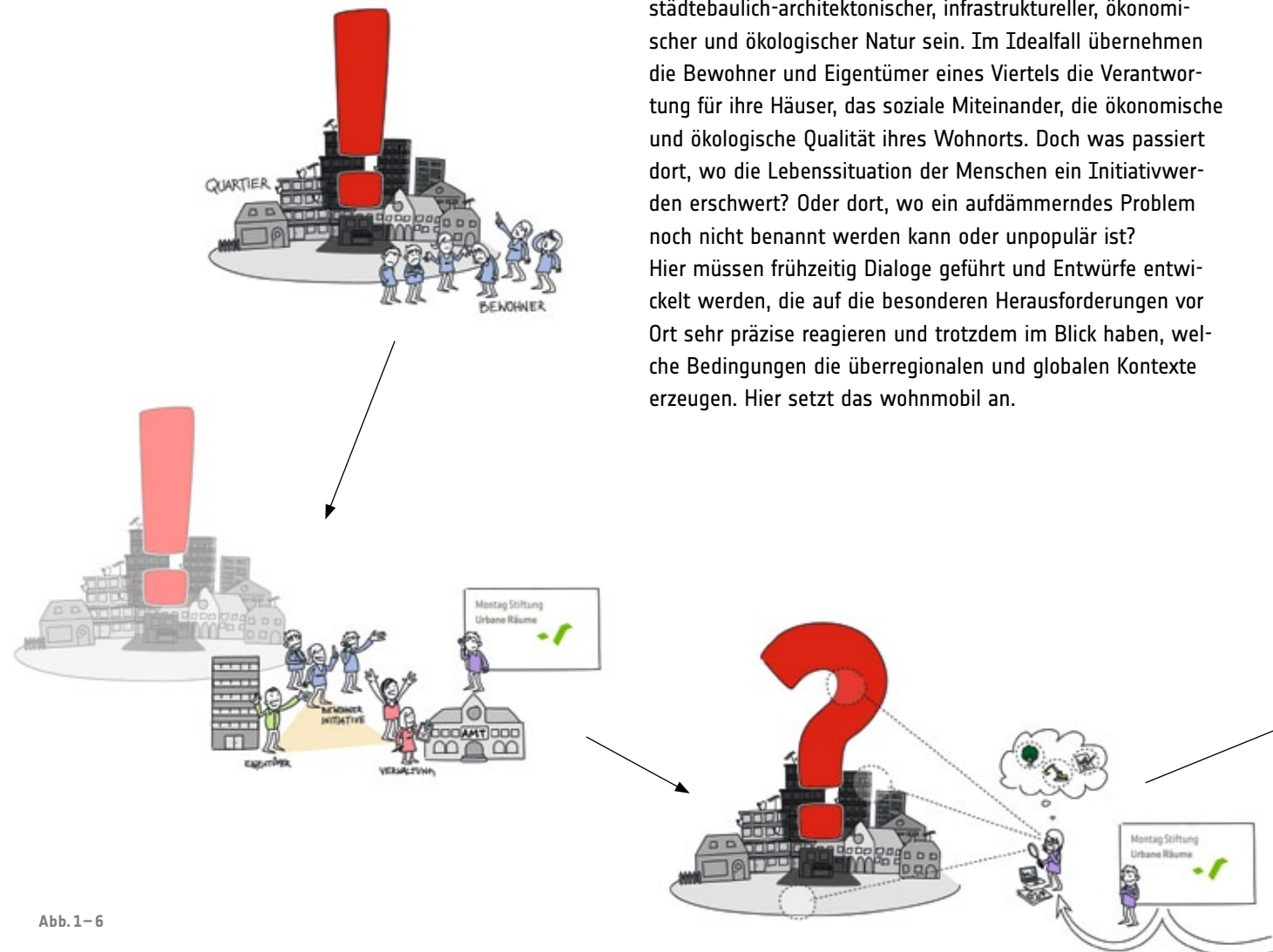


Abb. 1-6

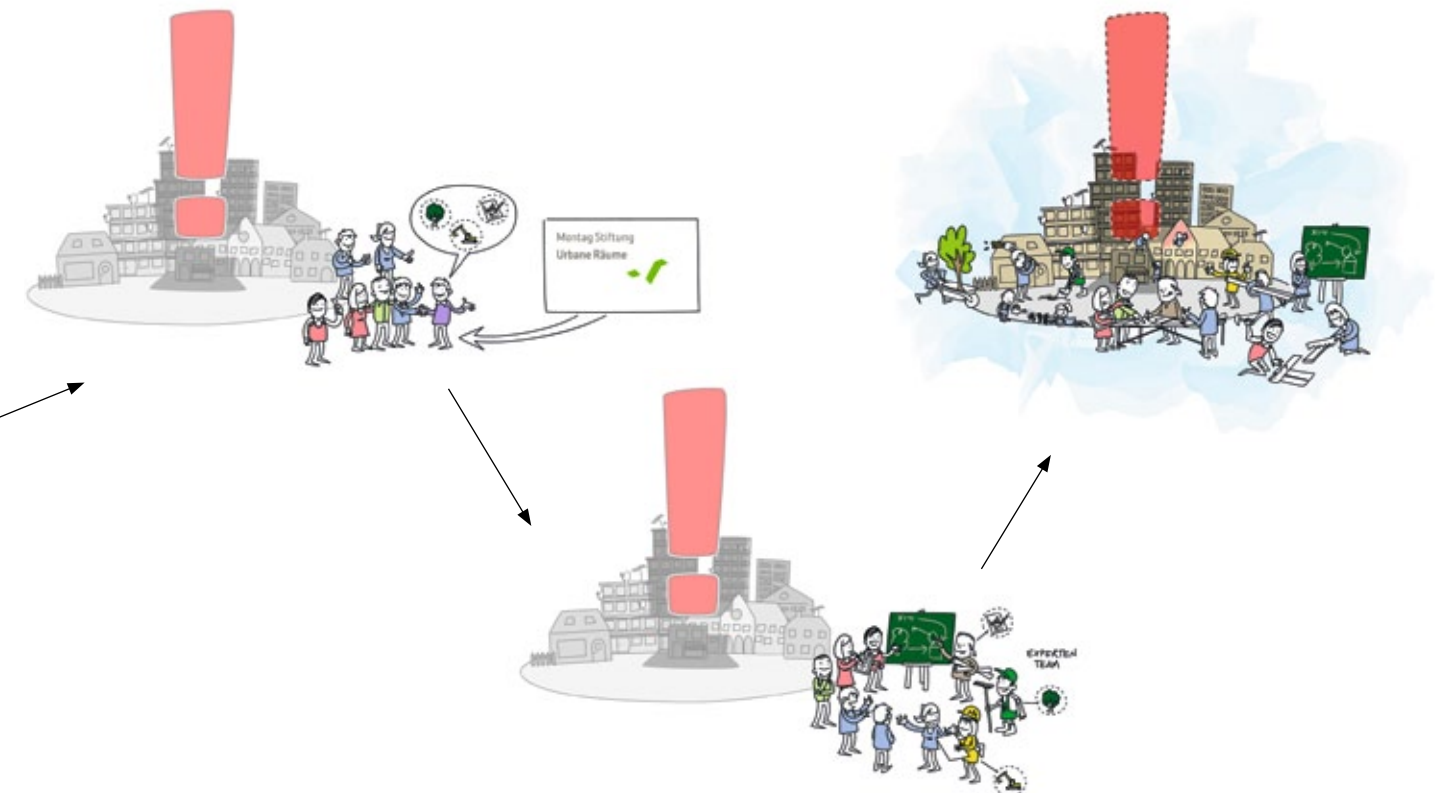
2.2 WOHNMOBIL IM DETAIL

Das wohnmobil entwickelt gemeinsam mit den Verantwortlichen vor Ort räumlich wirksame Lösungsansätze und Impulse für kommende und nur latent spürbare Herausforderungen. Das Instrument wird von der Montag Stiftung Urbane Räume zur Verfügung gestellt. Das wohnmobil analysiert, moderiert und gestaltet. Es tritt in Form eines interdisziplinären Teams in Aktion und knüpft an der Stelle an, an der die Stadtgemeinschaft steht; es erhebt sich nicht darüber, sondern wird aus dem Ort heraus, gemeinsam mit den Bewohnerinnen und Bewohnern sowie anderen verantwortlichen Partnern neue Entwicklungen anstoßen. Inklusive der Vorbereitungsphase läuft das wohnmobil über einen Zeitraum von rund einem Jahr. Die Formate des Wirkens – Werkstätten, Aktionen, Performances, neue Organisationsformen etc. – sind vorab nicht festgelegt.

WARUM KOMMT DAS WOHNMOBIL?

Das wohnmobil wird von Kommunen, zivilgesellschaftlichen Gruppen oder gemeinnützig orientierten Unternehmen angefragt. Dies kann beispielsweise der Fall sein,

- wenn für einen bereits spürbaren, aber erst mittelfristig akut werdenden, räumlichen Missstand eine erste Problemsensibilisierung vor Ort erfolgen soll,
- wenn es keiner langjährigen Förderkulisse bedarf, sondern eine zeitnahe, gezielte Intervention ausreicht bzw. mehr Erfolg zu versprechen scheint, um dem Stadtteil und seinen Menschen einen Anstoß für einen nachhaltigen Entwicklungsprozess zu geben,
- wenn durch den Auftritt des wohnmobils Co- bzw. Folgeinvestitionen des Anfragers in den Stadtteil möglich oder von Dritten absehbar werden.



WELCHE PARTNER BRAUCHT DAS WOHNMOBIL?

Unabdingbare Voraussetzung für das wohnmobil sind Partner vor Ort. Die Arbeit des wohnmobils stützt sich auf eine Trias lokaler Akteure – bestehend aus der Kommune (Verwaltung und Politik), einer Gruppe von Bewohnern (z.B. Bürgerinitiative, Sportverein etc.) und einem Kapitaleigner mit Besitz im Stadtteil (z.B. Grundstückseigentümer, Wohnungsbau-gesellschaft).

WER SIND DIE ZIELGRUPPEN DES WOHNMOBILS?

Vom wohnmobil soll ein Mehrwert für einen möglichst großen Teil der Menschen im Quartier ausgehen. Sein Wirken richtet sich in besonderem Maße an jene, die sich im Sinne des ver-besserten Zugangs zu Entwicklungschancen engagieren bzw. engagieren möchten und können. Dies können Eigentümer, Geschäftstreibende, soziale Einrichtungen, aber auch unab-hängige Gruppen und Individuen sein, die in eine angemes-sene und inklusive Ausstattung des Quartiers investieren: in Wohnraum, Nahversorgung, Bildung, Erwerbsarbeitsplätze, Barrierefreiheit und andere Infrastruktureinrichtungen.

WIE FUNKTIONIERT DAS WOHNMOBIL, WIE LÄUFT ES ZEITLICH AB?

Phase 1: Bei der Montag Stiftung Urbane Räume geht ein *Vorschlag* für den Einsatz des wohnmobils ein. In einer ersten Analyse wird der Vorschlag geprüft; parallel dazu werden die potentiellen Partner vor Ort kontaktiert und in das Vorhaben involviert. Zum Ende der Phase 1 sind die Schlüsselpartner gefunden, das Handlungsfeld skizziert und der Analyse-raum definiert.

Phase 2: Die Montag Stiftung Urbane Räume *beauftragt* einen *Externen* mit der Durchführung einer detaillierten Umfeldana-lyse, bei der der Stadtteil multiperspektivisch untersucht wird. Zeitgleich wird die Kooperation zwischen der Montag Stiftung Urbane Räume und den lokalen Partnern sowie vor allem der Partner untereinander ausgebaut. Den Abschluss von Phase 2 bildet eine Kooperationsvereinbarung für das wohnmobil.

Phase 3: Das *interdisziplinäre*, in der Regel drei- bis fünfköp-fige *Team* des wohnmobils wird aufgestellt. Das Team macht sich in einer ersten »Aufladephase« mit dem Stadtteil und den Partnern vertraut. Die Phase 3 endet mit der offiziellen Bekanntgabe des Starts des wohnmobils.

Phase 4: Das wohnmobil *fährt vor*. Es arbeitet auf zwei Ebenen. Mit den Menschen und Partnern im Stadtteil wird ein konkretes – bauliches oder gestalterisches – Projekt entwickelt und umgesetzt, parallel dazu ein nachhaltiger Kon-zeptansatz zur Stabilisierung des Quartiers erarbeitet – z.B. ein neues Finanzierungsmodell oder eine neue Organisati-onsstruktur. Dabei fungiert das Expertenteam jedoch nicht als permanent vor Ort stationiertes Stadtteilmanagement. Vorge-geben werden nur zwei öffentlichkeitswirksame Aktionen, die im Verlauf dieser Phase stattfinden. Den Abschluss der Phase 4 bzw. des wohnmobil-Einsatzes markiert die Fertigstellung des Projekts, mit der die Konzeptpräsentation einhergeht.

Phase 5: Das wohnmobil *reist ab*, hinterlässt jedoch kein Vakuum. Die Verantwortungsübernahme und die Partnerstruk-turen müssen während der Laufzeit des wohnmobils so gefestigt werden, dass der Ausstieg eine bewusste Übergabe wird. Möglicherweise empfiehlt es sich, nach Ende des wohn-mobils für einen gewissen Zeitraum eine Art Ombudsmann als Intermediär zwischen den Akteuren, der Verwaltung und der Montag Stiftung Urbane Räume einzusetzen.

WAS CHARAKTERISIERT DAS WOHNMOBIL?

- Das wohnmobil interveniert frühzeitig, zeitnah und un-bürokratisch.
- Seine Formate sind offen und werden auf den Einzelfall bezogen gewählt.
- Jeder Maßnahme liegt die Förderung von Verantwortungs-übernahme für den unmittelbaren Lebensraum zugrunde. Alle Vorhaben werden gemeinsam mit den Menschen aus dem Ort heraus entwickelt.
- Es ist fachübergreifend zusammengesetzt. Ungewöhnliche, auch planungsfremde Tätigkeitskombinationen werden angestrebt.

Das wohnmobil ist, kurz gesagt, der Versuch eines schnellen und kurzzeitigen Eingriffs mit lang anhaltender Wirkung. Es kann im besten Fall einen »Tipping Point« in der Entwicklung eines Stadtteils darstellen.

WIE SIEHT DAS WOHNMOBIL AUS?

Das wohnmobil hat ein eigenes Erscheinungsbild. In welcher Form es im öffentlichen Raum präsent ist, hängt vom Einzel-fall – Akteure, Quartierstyp und Handlungsfeld – ab. In jedem Fall ist es einladend, niederschwellig. Es signalisiert Vitalität, Begegnung und Spontaneität.

PROJEKTKULTUR, PROJEKTMANAGEMENT

Das wohnmobil ist eine Projektreihe der Montag Stiftung Urbane Räume, die aus mehreren Einzelprojekten besteht. Für die Qualifizierung und Evaluation der Projekte sowie deren Koordination innerhalb der Projektreihe steht der Montag Stiftung Urbane Räume ein Fachbeirat zur Seite. Gemeinsam werden eingehende Vorschläge von Stiftung und Beirat dahingehend geprüft, ob:

- die Problemstellung von überörtlicher Relevanz ist,
- die Problemlösung mit dem Instrument wohnmobil realisierbar ist,
- der Anfrager das wohnmobil nicht nur für eigene Interes-sen vereinnahmen will,
- verschiedene, kooperationswillige Partner vorhanden sind,
- die Maßnahmen des wohnmobils mittel- bis langfristige Resonanz vor Ort versprechen.

MONITORING, EVALUATION UND DOKUMENTATION

Das wohnmobil hinterlässt eine gefestigte partnerschaftliche Struktur vor Ort. Die Partner sind für die lokale Verbreitung der Ergebnisse verantwortlich und organisieren die Weiterfüh-rung des initiierten Prozesses. Die Montag Stiftung Urbane Räume dokumentiert die Ergeb-nisse jeder Intervention und macht sie einer breiteren (Fach) Öffentlichkeit zugänglich. Sukzessive wird so ein Netzwerk von Partnern und Mitwissern entwickelt, das sich darauf spezialisiert, individuelle, kollektive und unternehmerische Verantwortungsübernahme zu organisieren und Chancen-gerechtigkeit mit den Mitteln der räumlichen Planung und weiterer Disziplinen zu stärken. In ihrer Rolle als Initiator und Finanzier der Projektreihe sowie als Verwalter des Netz-werks ist die Stiftung zudem für die regelmäßige Evaluation der Reihe und ihrer Einzelprojekte verantwortlich.



Abb. 7

18 externe Experten waren beim wohnmobil-Workshop der Montag Stiftung Urbane Räume am 12. März 2010 in der Villa Prieger auf dem Campus der Montag Stiftungen zu Gast: Stadtplaner und Architekten, Sozialwissenschaftler und Kommunikationsberater. Sie kamen aus Lehre und Forschung, aus kommunaler und privatwirtschaftlicher Praxis. Schon vor der offiziellen Begrüßung durch den Stifter Carl Richard Montag und den Vorstand der Montag Stiftung Urbane Räume Frauke Burgdorff fanden ringsum kleine Gespräche statt. Die Teilnehmer waren diskussionsfreudig. Fast jeder kannte einige Gäste, die meisten aber lernten sich erst kennen. Die Stimmung war von Neugier und Interesse geprägt.

Im Vorfeld hatten alle Teilnehmer Informationen zu den Zielen und dem Ablauf des Workshops erhalten. Im Kern sollte herausgefunden werden:

- in welchen Handlungsfeldern ein Instrument wohnmobil plausibel einsetzbar ist und wo es wirksam werden kann,

- wie die Stiftung die Schlüsselakteure vor Ort erreicht und umgekehrt,
- welches Erfolgsversprechen im wohnmobil steckt und wo die Stolpersteine liegen.

Nach der Präsentation des wohnmobil-Konzepts wurden Quartierstypen vorgestellt, in denen das wohnmobil wirksam werden könnte. Anschließend hielten Stefan Rettich, Joachim Boll und Marie-Therese Krings-Heckemeier drei kurze, aber äußerst prägnante Impulsreferate. Später wurden die Kernfragen in drei Kleingruppen anhand von konkreten Handlungsräumen tiefergehend und anschaulicher erörtert. Im Anschluss an die Gruppenarbeitsphase hielt je Gruppe ein Vertreter ein kurzes, subjektives Plädoyer über das wohnmobil, ein geeignetes Einsatzgebiet oder die passende Handlungsweise. Die Statements mündeten in die abschließende Diskussion – abschließend in Bezug auf den Workshop, nicht im Sinne des Diskussionsbedarfs!



Abb. 8

DREI INSPIRATIONEN

Stefan Rettich, Joachim Boll und Marie-Therese Krings-Heckemeier wurden gebeten, aufzuzeigen, welche Handlungsansätze und -felder für das wohnmobil sinnvoll erscheinen. Entlang leitender Fragestellungen sollten sie ihre eigenen Erfahrungen am wohnmobil-Konzept spiegeln.

Stefan Rettich wurde gefragt:

- unter welchen Bedingungen sich in Gestaltungsprozessen selbstorganisiertes Handeln entwickeln kann,
- wie nachhaltig offene Beteiligungsverfahren sind und wie lange eine externe »Unterstützerstruktur« notwendig ist,
- wie sich lokale Verantwortung für das Quartier über ein zeitlich und räumlich begrenztes Projekt hinaus langfristig verankern lässt.

Joachim Boll wurde gefragt:

- was die Bedingungen für die Übernahme von Verantwortung durch lokale Akteure in Quartiersentwicklungsprozessen sind,
- welche Rolle die unterschiedlichen Partner (Kommune, Unternehmen, Zivilgesellschaft) in Projekten spielen,
- wie wichtig Anschubfinanzierungen sind und wie sie am nachhaltigsten eingesetzt werden.

Marie-Therese Krings-Heckemeier wurde schließlich gefragt:

- was die Stärke einer privaten Initiative wie die der Montag Stiftung Urbane Räume gegenüber öffentlichen Förderprogrammen sein könnte,
- in welchen Handlungsfeldern ein Instrument wohnmobil am ehesten wirksam werden kann.

LESEZEICHEN SALBKE, MAGDEBURG

BERICHT ÜBER DEN IMPULSVORTRAG »STADT AUF PROBE« VON STEFAN RETTICH



»Die Gesellschaft ist keine unveränderliche Skulptur, sondern jeder kann daran mitarbeiten, er kann sie zum Positiven wenden, er kann sie aber auch zerstören.«

Stefan Rettich²

Salbke, südlicher Rand von Magdeburg, 4.000 Einwohner, geplagt von Schrumpfung, Leerstand und Verfall. Graue Fassaden und blinde Fenster prägen das Bild. Inmitten dieser Szenerie, sich in Gänze von ihr abhebend, steht seit dem Jahr 2009 eine Freiluftbücherei, das Lesezeichen Salbke. Entstanden auf einer Brache, genauer gesagt auf dem Grund, auf dem sich einstmals die Ortsteilbibliothek befand, ist es mehr als eine Bibliothek im herkömmlichen Sinne: eine Begegnungsstätte, ein neuer Stadtteilmittelpunkt.

Das Lesezeichen setzt Zeichen! Das ausführende Büro KARO* Architekten aus Leipzig hat einen offenen, einladenden Freiraum geschaffen, der u.a. mit dem »European Prize for Urban Public Space 2010« ausgezeichnet wurde. Ebenfalls beispielhaft ist die Entstehung der Bücherei.

Die Bürger Salbkes, allen voran der örtliche Bürgerverein, waren von Beginn an in den Prozess involviert, nicht nur als Befragte, sondern als gewichtige Mitentwickler, Mitentscheider und Mitverantwortliche. Zur Identifikation der Anwohner mit dem werdenden Lesezeichen trug dabei in besonderem Maße die gemeinsame Errichtung eines Modells aus Bierkästen im Maßstab 1:1 bei. Kann die »Stadt auf Probe« eine erfolgversprechende Methode zur Überwindung von Vorbehalten zwischen Laien und Experten, zum Ausgleich zwischen Bürgerwünschen und Anwaltsplanung sein?

Nach einer fünfjährigen Entwicklungsphase, unterstützt durch Fördergelder im Rahmen des ExWoSt-Forschungsprojekts³ »Innovation für familien- und altengerechte Stadtquartiere«, Themenschwerpunkt »Gestaltung urbaner Freiräume«, ist nun der Bürgerverein Salbke für den Betrieb des Lesezeichens verantwortlich. Die Bücher, allesamt gestiftet von Bürgern, sind rund um die Uhr frei entleihbar.



Abb. 9 – 11

Rund ein Jahr nach seiner Einweihung liefert das Projekt – neben allem öffentlichen Lob – gleichsam wichtige Erkenntnisse für etwaige Stolpersteine, die bei zivilgesellschaftlichen Vorhaben auftreten können. Stefan Rettich brachte im Workshop seine diesbezüglichen Erfahrungen komprimiert und in aller Offenheit auf den Punkt.

EIGENTUM VERPFLICHTET NICHT.

Die vormaligen Grundstücksbesitzer haben mit der Fläche spekuliert und überzogene Preise verlangt, obwohl in dem schrumpfenden Kontext Grundstücke keinen Wert mehr besitzen.

BOTTOM-UP KOMMT UPSTAIRS NICHT IMMER GUT AN.

Zuviel Stadtentwicklung »von unten« kann Machtverlust und Misstrauen bei den etablierten Entscheidern erzeugen.

EXPERIMENTE? – NEIN DANKE!!!

Unter schrumpfenden Bedingungen müssen alle Ressourcen effizient und zielgenau eingesetzt werden. Das schließt Experimente von vornherein aus. Experimente sind aber gerade hier notwendig, um in verfahrenen und trostlosen Situationen neue Lösungen zu finden.

NACH DEM SPIEL IST VOR DEM SPIEL.

Das Projekt beginnt eigentlich erst mit seiner Eröffnung, mit seinem dauerhaften Betrieb.

VATERSCHAFT OHNE UNTERHALT?

Bereits im Vorfeld muss geklärt werden, wer für den laufenden Unterhalt der Anlage aufkommt, denn gerade ein Projekt im öffentlichen Raum ist nicht vor Vandalismus gefeit. Die Landeshauptstadt Magdeburg tat sich schwer, Verantwortung zu übernehmen. Jetzt regelt ein Überlassungsvertrag die Zuständigkeiten: Der Bürgerverein betreibt die Fläche, die Stadt ist für die bauliche Unterhaltung verantwortlich.

BÜRGERSTADT = ERSATZSTAAT?

Zivilgesellschaftliches Engagement darf weder den Staat ersetzen, noch darf der Staat sich aus seinen Kernaufgaben zurückziehen.

Jetzt, wo die mediale Aufmerksamkeit nachlässt, das Neue allmählich alltäglich wird, zeigt sich, wie die Menschen in Salbke zu ihrem Lesezeichen stehen und inwieweit es zur Konsolidierung und Regeneration des Quartiers beitragen kann.

Ein positives Signal geht in jedem Fall vom Salbker Lesezeichen aus; es findet längst weit über die Magdeburger Stadtgrenze hinaus Gehör.

»Dass hier ein Lesezeichen steht, das europaweit einmalig ist, das nimmt man aber in dieser Stadt leider nicht wahr, das nimmt man in Leipzig wahr, das nimmt man in Frankfurt wahr, das nimmt man überall wahr, aber in Magdeburg scheint das noch nicht so richtig angekommen zu sein.«

Rainer Mann (Bürgerverein Salbke)²

² Zitat in: Götz und Reischke 2009.

³ ExWoSt = Experimenteller Wohnungs- und Städtebau, Forschungsprogramm des Bundesministeriums für Verkehr, Bauen und Stadtentwicklung.

BEGEGNUNGSZENTRUM KIRCHE DEUSEN, DORTMUND

BERICHT ÜBER DEN IMPULSVORTRAG »INITIATIVE ERGREIFEN« VON JOACHIM BOLL



Den Dortmunder Stadtteil Deusen traf Anfang der 00er Jahre ein ähnliches Schicksal wie viele andere in Deutschland: Die örtliche, evangelische Kirche hatte beschlossen, das Gotteshaus aufzugeben, zu entwidmen und so für andere Nutzungen frei zu machen.

Die Bürgerinnen und Bürger Deusens haben diese Chance genutzt und mit Unterstützung des Landesprogramms »Initiative ergreifen« die Gustav-Adolf-Kirche umgebaut und für sich und die Umgebung nutzbar gemacht. Das Gebäude ist nun das neue Stadtteilzentrum, hier wird Theater gespielt, hier treffen sich die Anwohner und wird auch weiterhin Gottesdienst gefeiert.

Darüber hinaus wurde der Ort als Basisstation für den Emscher-Landschaftspark nutzbar gemacht. Gründer und Betreiber ist der Verein »Wir lassen die Kirche im Dorf e.V.«, der sich aus vor Ort engagierten Akteuren gebildet hat. Er hat – mit professioneller Unterstützung – die Kirche auf sensible Art umgebaut und so auf altem Fundament eine neue soziale Mitte für den Stadtteil gegründet. An diesem Beispiel zeigte Joachim Boll, von startklar.projekt.kommunikation, wie der kreative Umgang mit brach gefallener Infrastruktur dazu führen kann, dass Nachbarschaften gestärkt werden. Besondere Krisen oder Problemlagen begünstigen die Entstehung solcher Akteurskonstellationen. Unter bestimmten Rahmenbedingungen kann bürgerschaftliches Engagement durch Projekte katalysiert werden. Aus Druck, Unmut und Unzufriedenheit können gute Vorhaben entstehen.

Eine gemeinsame Idee alleine reicht dafür allerdings nicht, es braucht Erfahrungen mit der Organisation von Prozessen, wie sie beispielsweise in Vereinen oder Siedlergemeinschaften vorhanden sind. In diesen Gruppen müssen sich »Drehtürpersonen« finden, die als »Präsident«, »Bauminister« oder »Finanzminister« während der Projektentwicklung und -verstätigung agieren. Ein »freundliches Umfeld« ist für die Projektentwicklung und -begleitung hilfreich. Der Einsatz beispielsweise von kommunalen Ressourcen ist hier gefragt.



Abb. 12 – 14

»Kommunen haben heute zwar weniger finanzielle, dafür aber noch immer viele personelle Ressourcen, die es vermehrt zu nutzen gilt.«

Joachim Boll

Dies setzt ein sehr dynamisches Rollenverständnis sämtlicher Akteure voraus. Eigentümer gestalten kreative Projektansätze mit einer Vielzahl unterschiedlicher Eigeninteressen; Banken entwickeln maßgeschneiderte Finanzierungsmodelle und die öffentliche Hand sieht sich als Partner solcher Prozesse. Nur das Zusammenspiel aus Bürgerschaft (Engagement) und ziviler Gesellschaft (Ressourcen, Netzwerke) ermöglicht die erfolgreiche Entwicklung und Umsetzung guter Projekte im Quartier.

Joachim Boll betonte abschließend die Chance des wohnmobils, die seines Erachtens darin liegt, als eine Art Inkubator die Anfangsphase solcher Initiativen zu erleichtern und günstigere Bedingungen für den Projektstart zu ermöglichen.

MONOSTRUKTURELLE WOHNGEBIETE IM UMBRUCH

BERICHT ÜBER DEN IMPULSVORTRAG »DEMOGRAPHISCHER UND WIRTSCHAFTLICH-STRUKTURELLER WANDEL: NEUE HERAUSFORDERUNGEN FÜR DIE ZUKUNFT« VON MARIE-THERESE KRINGS-HECKEMEIER



Marie-Therese Krings-Heckemeier griff in ihrem Impulsreferat die Quartierstypen Großwohnsiedlung und Einfamilienhausgebiet auf. Sie beschrieb ausführlich die Problemlagen, die in besonderem Maße durch die demografische Entwicklung entstanden sind bzw. entstehen werden. Beide Typen sind durch eine selektive Mobilität gekennzeichnet. Dem Fortzug finanziell und räumlich mobiler Haushalte steht das Sesshafte der älteren Menschen gegenüber. Das Quartier altert, der Leerstand nimmt zu. Die fehlende hausnahe Infrastruktur in diesen Siedlungen erweist sich bei einer älteren, zum Teil immobilen Bewohnerschaft als einschneidender Nachteil. In den Großsiedlungen kommt hinzu, dass zuziehende Haushalte häufig andere Lebensvorstellungen als die Alteingesessenen haben, was zu Nachbarschaftskonflikten führen kann; in den Einfamilienhausgebieten ist die Wertbeständigkeit der Eigenheime gefährdet. Die Aufgabe des wohnmobils sah Krings-Heckemeier bei beiden Siedlungstypen in der Initiierung einer gemeinsamen Strategie verschiedener Eigentümer zur Aufwertung des Quartiers. Diese sollte die Erstellung eines quartiersübergreifenden Nutzungskonzepts mit zielgruppenorientierten Angeboten beinhalten. Vielseitige Infrastruktur- und Nahversorgungsangebote müssen geschaffen werden, damit diese Nachbarschaften in die nächste Generation wachsen können. Als konkretes Beispiel für eine an den Bedürfnissen der Bewohner neu ausgerichtete Angebotspalette und einen möglichen Orientierungsrahmen für das wohnmobil nannte sie die altengerechte Umstrukturierung eines Hochhauses der LUWOG in der Großwohnsiedlung Ludwigshafen-Pfingstweide. Zu den Neuerungen gehören:

- barrierefreie Wohnungen,
- ein Bewohnertreff mit Concierge,
- eine betreute Stockwerksgemeinschaft in Kooperation mit einem Dienstleistungsanbieter,
- eine Netzwerkerin als Koordinatorin für nachbarschaftliche und professionelle Hilfe.



Abb. 15 – 17

In Einfamilienhausgebieten liegt der Schlüssel in der Gründung und Moderation von Standortgemeinschaften der Einzeleigentümer. Hier geht es neben den genannten Maßnahmen verstärkt darum, beispielhafte Modullösungen für ein Mehrgenerationenwohnen zu entwickeln.

»Die Hauptaufgabe des wohnmobils liegt darin, gemeinsame Lernprozesse anzustoßen.«

Marie-Therese Krings-Heckemeier

Marie-Therese Krings-Heckemeier hob hervor, dass eine private Stiftung wie die Montag Stiftung Urbane Räume in den beschriebenen Handlungsfeldern gezielt Steuerungsaufgaben erfüllen sollte. Zum einen erfordert es nicht immer lang angelegte, staatliche Förderprogramme. Zum anderen müssen Veränderungen und neue Phänomene, bevor überhaupt als förderungswürdig eingeordnet, über Modellprojekte, Formate des Übens und Ausprobierens gelenkt werden. Hier kann die Stiftung eine wichtige Rolle spielen. Sie nimmt Entwicklungen frühzeitig wahr und vermag über ein Instrument wie das wohnmobil entsprechende Lösungsansätze voranzutreiben und Übertragbarkeiten aufzuzeigen. Das wohnmobil fungiert demzufolge als ein Katalysator. Zudem greift die Stiftung auf ein gebündeltes, fachübergreifendes Know-how zurück und kann Prozesse durch Anschubfinanzierungen ins Rollen bringen.

3.1 HANDLUNGSFELDER IN DER DISKUSSION

Die Suche nach geeigneten Handlungsfeldern für das wohnmobil war eine zentrale Frage der Workshopdiskussionen. Von Seiten der Stiftung wurden zwei als Einsatzgebiete in Frage kommende Quartierstypen vorgestellt: kleine Großwohnsiedlungen der 1960er und 70er Jahre und Einfamilienhausgebiete in peripheren Regionen. Es handelt sich um dieselben Siedlungsformen, die auch von Marie-Therese Krings-Heckemeier thematisiert wurden – ohne gegenseitige Absprache. Dies unterstreicht, dass hier ein erhöhter Handlungsbedarf besteht.

Zwei weitere Handlungsfelder wurden im Verlauf des Workshops benannt, allerdings nur am Rande gestreift: ländlicher Raum sowie Übergangsquartiere.

In Kleingruppen wurde zudem über den Einsatz des wohnmobils in (inner)städtischen Mischquartieren debattiert.

»Die Festlegung auf bestimmte Siedlungstypen bietet eine exakte Problemeingrenzung, Möglichkeiten der Übertragbarkeit sowie eine klare Kommunikation nach außen.«

Stefan Rettich

KLEINE GROSSWOHNSIEDLUNGEN

Großwohnsiedlungen der 1960er und 70er Jahre befinden sich häufig in isolierter Lage, sind durch eine Konzentration armer Bevölkerungsgruppen gekennzeichnet, sind stigmatisiert und als »soziale Brennpunkte« abgestempelt. In der Zeit ihres Entstehens als wichtiges Instrument gegen die Wohnungsnot gefeiert, haben sie sich in Folge des wirtschaftlich-strukturellen sowie zunehmend des demografischen Wandels, aber auch durch planerisch-politische Fehleinschätzungen schnell zu benachteiligten Wohnvierteln entwickelt.

Wie die traditionellen innenstadtnahen Arbeiterquartiere gehören sie heute zu den Stadtteilen mit besonderem Erneuerungsbedarf, die seit den 1990er Jahren verstärkt Gegenstand

staatlicher Förderprogramme sind. Anders als in den gewachsenen Arbeitervierteln zeigt sich im Geschosswohnungsbau der Nachkriegszeit jedoch, »dass die Abwärtsspirale von baulichen Mängeln, sozialer Problematik, Fortzug und hohen Leerständen mit den herkömmlichen Stabilisierungsmaßnahmen kaum mehr aufzuhalten ist« (Farwick 2007, S. 52). Vor dem Hintergrund einer weiterhin sinkenden Nachfrage auf dem Wohnungsmarkt im Zuge des demografischen Wandels erscheint ein Rückbau von Teilbeständen – bei gleichzeitiger Modernisierung der verbleibenden, meist sanierungsbedürftigen Wohnungen – alternativlos.

Rückbaumaßnahmen allein reichen aber nicht aus, um den Abwärtstrend zu stoppen. Ohnehin geht es den allerseltensten Fällen um einen Komplettabriss von Siedlungen. Die Einsicht wächst, dass das Problem Großsiedlung »nur in geringem Umfang baulich gelöst werden kann«; vielmehr sind es die Akteure und Bewohner mit eigenen, lokal spezifischen »Handlungslogiken, an denen wirkungsvolle Strategien ansetzen müssen und nicht [an den] Waschbetonfassaden« (Willinger 2006, S. V, VII).

Diese Herangehensweise entspricht – so die Teilnehmer des Workshops – der Programmatik des wohnmobils. Daher ist sein Einsatz in Großwohnsiedlungen grundsätzlich vorstellbar. Allerdings ist hier in besonderem Maße darauf zu achten, dass das wohnmobil nicht als private »Kopie« staatlicher Städtebauförderung operiert. Die Beschäftigung mit Großwohnsiedlungen ist ein »Dauerbrenner« (ebd., S. I), ein vermeintlich »alter Hut« und kaum innovativ, wie zum Teil auch während des Workshops geäußert wurde. Umso mehr ist eine Abgrenzung zu bestehenden Programmen notwendig, durch:

- das Beschränken auf kleine Großwohnsiedlungen (bis ca. 1.500 Wohneinheiten)⁴, die keine Aussicht auf öffentliche Förderung haben bzw. bereits durch das Förderraster gefallen sind,

- das Bevorzugen überschaubarer bzw. erst aufkommender Problemlagen,
- das Favorisieren unkonventioneller, projektorientierter und auch subversiver Lösungsansätze.

Die Aufgabe des wohnmobils kann beispielweise darin liegen, eine Kooperation der Eigentümer einer Großsiedlung zu initiieren und diese handlungsfähig im Sinne einer gemeinwohlorientierten Aufwertung auszugestalten. Denkbar ist auch eine Strategie zur Schaffung von Angeboten, die sich an den Bedürfnissen einer sich verändernden Mieterschaft ausrichten und entsprechend dieser in Eigeninitiative von den Bewohnern anpassbar sind.

⁴ Eine einheitliche Definition der Mindestgröße von Großwohnsiedlungen gibt es nicht; dazu als Überblick: <http://de.wikipedia.org/wiki/Großwohnsiedlung>.



Abb. 18

EINFAMILIENHAUSGEBIETE IN PERIPHEREN REGIONEN

Heute wird knapp die Hälfte der insgesamt 36,2 Millionen Wohnungen in Deutschland in Ein- und Zweifamilienhäusern angeboten (vgl. Timm 2008, S.115).

Ein Großteil dieser Häuser wurde entlang der sehr individuellen Ansprüche ihrer Erbauer entworfen, wodurch sie unflexibel gegenüber Nachnutzern sind. Auch die strukturellen Ansprüche der Erbauergeneration – Wohnen über mehrere Ebenen für (junge) Familien mit Kindern – unterscheiden sich grundsätzlich von denen einer alternden Generation. Die ehemaligen »Traumhäuser« werden so zur bautypologischen Falle für die Erbauergeneration, sind aber auch für zuziehende Familien mit anderen Lebensvorstellungen nur selten passgenau geeignet.

Auch die stark nachgefragte »ruhige Lage« hat nicht nur Vorteile; sowohl die Nahversorgung als auch die Erschließung durch den öffentlichen Personennahverkehr sind in der Regel unzureichend.

Die extrem heterogene Eigentümerstruktur und die fehlenden Gemeinschaftsflächen erschweren zusätzlich die Entstehung gemeinsamer Entwicklungsperspektiven.

Die Abwärtsspirale lässt sich – allerdings ohne empirisches Fundament – noch eine Stufe weiter zeichnen: Die Abhängigkeit vom motorisierten Individualverkehr – bedingt durch die schlechte Anbindung des ÖPNV – mindert zusätzlich die Nachfrage nach Wohnraum. Dadurch, dass die Häuser nach dem Wegzug der jüngeren Generation in urbane Lagen wenig ausgelastet und eigentlich zu groß sind, wird die geringer werdende Auslastung des ÖPNV und anderer Infrastrukturangebote weitere Ausdünnungseffekte mit sich bringen und ebenfalls zur sukzessiven Abwanderung mobiler Seniorenhaushalte führen. Die schon durch den Wegzug der Kindergeneration verringerte Kaufkraft sinkt weiter, was zu einer Verschlechterung der oftmals ohnehin schon defizitären Nah-

versorgungssituation führt – Wohnungen stehen zunehmend leer, die Attraktivität des Standortes leidet, die Negativfolgen begünstigen sich gegenseitig.

Auch heute noch werden monostrukturierte Wohngebiete nachgefragt und gebaut; die disperse Siedlungsentwicklung wird noch bis ca. 2015 / 2025 anhalten (vgl. Schader-Stiftung 2005). Dann aber kommen im Erbfall verstärkt Einfamilienhäuser der ersten Generation auf den Markt. Zwar gibt es erhebliche regionale Unterschiede – ein Wertverfall der Immobilien vieler solcher Gebiete ist allerdings schon heute abzusehen.

Bei diesem Szenario sind allerdings die Probleme im Gegensatz zu den klassischen sozialen Brennpunkten noch nicht offensichtlich. Es handelt es sich um »versteckte«, den Bewohnern vor Ort oft nicht bewusste Missstände, die dazu noch politisch tabuisiert werden. Vordergründig scheint es sich hier um ein Wohlstandsproblem zu handeln, da die Mittelschicht mit Wohneigentum die Zielgruppe ist und kein akuter Handlungsanlass vorliegt, auf den reagiert werden könnte. Bei genauerer Betrachtung implizieren aber drohende Altersarmut, Isolation und fehlende Barrierefreiheit die Notwendigkeit einer systematischen Auseinandersetzung mit dieser Thematik.

In der Diskussion dieses Themas wurde deutlich, dass das wohnmobil hier die Chance bietet, nicht erst nach dem Eintreten von Problemen zu reagieren, sondern kreative Ideen zu einem Zeitpunkt zu entwickeln, an dem vielfältige Lösungswege eröffnet werden können. Das wohnmobil kann ungewöhnliche Akteure miteinander vernetzen und gegebenenfalls sogar konkrete Hinweise für stabilisierende Maßnahmen geben: seien es Angebote der Altenpflege, der Kinderversorgung oder auch Umbauvorbilder.

Damit das wohnmobil hier wirksam werden kann, benötigt es den Kontakt zu den Eigentümern, die bereit sind, sich dieses – für sie bedrohlichen – Problems anzunehmen, und zu den lokalen Politikern, die dieses unbequeme Thema mittelfristig angehen wollen.

Dies wird – so der Einwand von einigen Teilnehmern – eine eventuell nicht zu bewältigende Herausforderung. Allerdings waren andere Diskutanten davon überzeugt, dass es auch in diesen scheinbar konservativen Lagen einen großen Willen zur Veränderung und vor allem zu einem gemeinsamen Projekt geben kann. Es wird aber darauf ankommen, dass das wohnmobil den richtigen Auftritt und eine gut angepasste Kommunikationsstrategie entwickelt.



Abb. 19

LÄNDLICHER RAUM

Die Probleme in ländlichen Gebieten reichen von fehlender Infrastruktur und wegfallenden Dienstleistungen in den Wohngebieten bis zu erheblichen baulichen und funktionalen Missständen der einzelnen Häuser. Vor dem Hintergrund des demografischen Wandels ist zukünftig ein gesteigerter Handlungsbedarf in Fragen der Sicherung der Grundversorgung zu erwarten. Das wohnmobil trifft hier – vor allem in den alten Bundesländern – auf ein weitgehend unbesetztes Feld und kann als Schwellenhelfer vor Ort ein Bewusstsein für die absehbare Entwicklung schaffen und erste Stabilisierungsmodelle entwerfen.

Im Gegensatz zu den peripheren Einfamilienhausgebieten zielt das Handlungsfeld ländlicher Raum auf alle ruralen Siedlungsformen ab, obgleich eine scharfe Trennung beider im Rahmen eines wohnmobil-Einsatzes kontraproduktiv ist.



Abb. 20

ÜBERGANGSQUARTIERE

Bei Übergangsquartieren handelt es sich um städtebauliche Situationen »zwischen den Stühlen«: Siedlungsbereiche entlang von Ausfallstraßen oder Autobahnen, in Gewerbegebieten verwobene Wohnstandorte, Nahtstellen von Wohnen und Schwer- bzw. Chemieindustrie. In diesen Gebieten sind die Problemlagen häufig mehrdimensional und kaum zu greifen. Sie entziehen sich der klassischen planerischen Bearbeitung, denn hier leben Menschen, die sich entweder keinen anderen Standort leisten können oder die sich bewusst für diesen Standort entschieden haben, weil er neben den besonderen Härten auch besondere Freiheiten mit sich führt. Diese gemeinhin als unattraktive Lagen charakterisierten Gebiete scheinen auf den ersten Blick nicht geeignet für den Einsatz des wohnmobils, weil die Herausforderung – insbesondere in der Nachbarschaft großer Infrastrukturen – nicht lokal zu bewältigen ist. Vielleicht sind sie aber auch gerade deswegen besonders relevant, weil keine offenbaren Lösungsansätze auf der Hand liegen und das wohnmobil hier eher ein Türöffner als ein Schwellenhelfer ist.



Abb. 21

MISCHQUARTIERE

Dieser Quartierstyp wurde anhand zweier konkreter Orte erörtert, Duisburg-Laar und Worms-Stadtzentrum. Die Gäste aus beiden Kommunen hatten ein aus ihrer Sicht potientiell Einsatzgebiet als Diskussionsgrundlage mitgebracht. Ein dichtes, städtisches Quartier mit kleinteiliger Eigentümerstruktur ist prinzipiell geeignet für das wohnmobil. Die Missstände – und damit auch die Ansatzpunkte zum Handeln – sind zahlreich: soziale Spannungen durch das Aufeinandertreffen unterschiedlicher Milieus, Probleme des Einzelhandels, fehlende Freiflächen etc. Zudem gewährleistet die gewachsene, heterogene Stadtstruktur in der Regel die grundlegende Funktionsfähigkeit des Stadtteils, anders als in Groß- oder Einfamilienhaussiedlungen. Darüber hinaus erweitern sich bei einer Intervention in einem Mischquartier die Adressaten des wohnmobils; Einzelhändler, Gewerbetreibende, auswärtige Stadtteilnutzer kommen als Zielgruppen hinzu. Gewarnt wurde allerdings vor der Komplexität eines Eingriffs in einer dichten Gemengelage. Diese überschreitet möglicherweise die Schlagkraft und den Zeitrahmen des wohnmobils. Eine über den Einzelfall hinaus angestrebte Hebelwirkung des Instruments ist erschwert.



Abb. 22

3.2 ARBEITSWEISE IN DER DISKUSSION

WIE UND WANN KOMMT DAS WOHNMOBIL?

Wird es gerufen, wendet es sich gezielt an Akteure vor Ort oder wird sein Einsatz ausgeschrieben? Das wohnmobil in Form eines Projektaufrufs an Kommunen auszuschreiben erscheint nicht sinnvoll. Die Gefahr besteht, dass es als Förderkulisse wahrgenommen wird und infolgedessen verzerrte Problemdarstellungen unterbreitet werden. Für die ersten wohnmobile sollten über bestehende Netzwerke kooperationswillige Kommunen gefunden werden. Bei einem erfolgreichen Verlauf dieser Pilotprojekte ist davon auszugehen, dass die Nachfrage nach dem wohnmobil steigt. Wenn neue Handlungsfelder besetzt werden, empfiehlt es sich grundsätzlich auch, einen Locationscout durch die Montag Stiftung Urbane Räume einzusetzen, der nach vordefinierten Kriterien geeignete Standorte sucht. Klar ist, dass das wohnmobil feste Partner vor Ort braucht. Ein fester Partner muss die kommunale Verwaltung sein. Ohne oder gegen sie zu agieren, schmälert die Erfolgsaussichten des wohnmobils in erheblichem Maße. Überhaupt sind handlungswillige und -fähige Partner von zentraler Bedeutung. Sie fungieren als »Drehtürpersonen«, als jene starken Persönlichkeiten, die Prozesse entscheidend vorantreiben. In der Nullphase der Problemeingrenzung und Partnersuche müssen bereits die Weichen für eine nachhaltige Intervention gelegt werden.

»Sind die externen Experten im wohnmobil Späher nach lokalen ›Drehtürpersonen‹, sind sie deren Coachs oder verkörpern sie selbst Drehtürpersonen?«

Yasemin Utku

WER DEFINIERT WIE DIE HERAUSFORDERUNG?

Außensicht vs. Innensicht: Eine einseitige Problemdefinition von außen birgt die Gefahr einer daraus resultierenden Anwaltsplanung. Oftmals existieren vermeintliche Probleme wie im Fall der Einfamilienhausgebiete aus Sicht der Betroffenen nicht, was zu einer mangelnden Identifikation mit dem wohnmobil führen kann. Vieles spricht dafür, schon im Rahmen der detaillierten Umfeldanalyse offen auf Akteure und Bewohner zuzugehen – einerseits.

»Eine offene Analysephase ermöglicht den Menschen im Quartier eine frühzeitige Problemreflexion.«

Ursula Stein

Andererseits liefert eine stille und unbefangene Außenanalyse eine vermutlich objektivere Definition der lokalen Herausforderung. Wird davon ausgegangen, erst im Anschluss an die Umfeldanalyse die verbindliche Kooperationsvereinbarung für den wohnmobil-Einsatz zu unterzeichnen, so ist es außerdem umso wichtiger, im Vorfeld keine uneinlösbaren Erwartungen und Hoffnungen in der Bevölkerung zu wecken. Alles in allem bietet sich der Mittelweg einer externen Expertenanalyse unter Einbeziehung einer Bürgereinschätzung an.

WIE GEHT DAS WOHNMOBIL VOR?

Ein performatives Vorgehen wurde vorgeschlagen, das Lösungsansätze ergebnisoffen erarbeitet und nicht formal in den Korsetts und Rahmen der Instrumente der Stadtplanung und Wirtschaftsförderung agiert. Zu Beginn der eigentlichen Vorortphase des wohnmobils kann eine temporäre Intervention, ebenfalls als ergebnisoffene Aktion, durchgeführt werden. Daraus müssten sich die weiteren Handlungsschritte für Projektumsetzung und Langfriststrategie ableiten lassen. Gleich-

zeitig sollte schon in einem frühen Stadium eine Exit-Strategie mitgeplant werden, in der zumindest eine nachgehende Beratungsinstanz festgelegt ist. Zu klären ist ferner das Verhältnis zwischen den Umfeldanalysten und dem späteren Expertenteam im wohnmobil bzw. wie die Ergebnisse der Voruntersuchung optimal für die nachfolgende Arbeit genutzt werden können: Arbeiten sie völlig getrennt voneinander? Gibt es eine Zusammenarbeit? Ist es womöglich ein und dasselbe Team für beide Phasen?

»Wichtig ist es, sich schon im Vorfeld auch über die soziale Dynamik innerhalb des Expertenteams Gedanken zu machen.«

Georg-Christof Bertsch

EIN (BREITEN)WIRKSAMES INSTRUMENT?

Die Montag Stiftungen folgen dem Leitsatz »Handeln und Gestalten in sozialer Verantwortung«. Dies ist – denkt man es Projekt für Projekt – eine besondere, aber auch eine bewältigbare Herausforderung. Zusätzlich zu diesem Anspruch haben die operativen Stiftungen ins Stammbuch geschrieben bekommen, breitenwirksam zu sein. Dem muss sich auch das wohnmobil stellen: *Wirksamkeit* in der Realität derjenigen, die adressiert sind, ist nicht nebenbei herzustellen. All zu häufig zirkulieren Experten knapp über den eigentlichen Problemen, weil ihr Auftraggeber, ihre Fachlichkeit oder einfach ihr Unwissen es nicht zulässt, das Wesentliche zu adressieren oder – schlimmstenfalls – weil ihnen die Erfolgsmeldungen aus der Fachwelt wichtiger sind als das konkret Geschaffene. Hier muss das wohnmobil offen und beweglich sein, es darf sich nicht dahinter zurückziehen, »nur« planerisch tätig zu sein oder selbstreferentiell arbeiten.

Breite zu erreichen steht dazu in einem produktiven Widerspruch. Denn jeder Standort, jedes Projekt ist so speziell, dass es schwierig sein wird, daraus allgemein tragfähige Lösungen abzuleiten. Aber eventuell lassen sich Schritt für Schritt Handlungsweisen und Prozesse herausfiltern, die für bestimmte Problemlagen geeigneter erscheinen als andere. Das wiederum würde dem Anspruch, mehr als nur das Projektumfeld selbst zu erreichen, gerecht werden. Wenn das wohnmobil ein Notfalldienst ist – Anruf genügt und es kommt, leistet oberflächliche Hilfe und verschwindet wieder – ist der erste Anspruch auf lokale Wirksamkeit erfüllbar. Wenn Bewohner und lokale Politiker allerdings aus der aktuellen Notlage heraus und spontan entscheiden, welche Maßnahmen durchzuführen sind, besteht das Risiko, die Energien auf einzelne Verbesserungen zu verwenden, ohne strukturelle – gegebenenfalls schwerer zu vermittelnde – mittelfristige Absichten zu verfolgen. Wirksamer wird das Instrument, wenn es die Menschen selbst dabei unterstützt, ihre Probleme zu bewältigen. Dies braucht aber – so die Workshopgäste – ein sehr ausgewogenes Verhältnis von externem Expertentum und interner Verankerung. Denn ein gut ausgewogenes Verhältnis ist unabdingbar sowohl für das Entstehen nachhaltiger Strukturen im Quartier als auch das Erzeugen einer überörtlichen Breitenwirkung. Vor dem Hintergrund des Anspruchs der Breitenwirksamkeit ist die Beschränkung auf ausgewählte Handlungsfelder sinnvoll, damit sukzessive ein Wissens- und Verfahrenstransfer an die Orte stattfinden kann, an denen das wohnmobil nicht zum Einsatz kommt. Die Laufzeit von rund einem Jahr spricht zusätzlich dafür, das wohnmobil als Anschubinstrument zu etablieren. Beteiligungsprojekte – wie die vorgestellten Lesezeichen Salbke und Begegnungszentrum Kirche Deusen – dauern in der Regel mehrere Jahre bis nachhaltige Strukturen entstehen.

Das wohnmobil kann demnach nur Teil eines länger laufenden Prozesses sein, entweder als Initiator oder inmitten des Prozesses.

Die tatsächliche Umsetzung einer sichtbaren Maßnahme in kurzer Zeit dient dazu, den Bewohnern die Handlungsfähigkeit der Akteure – Kommune, wohnmobil-Expertenteam – und vor allem ihre eigene deutlich zu machen.

Dabei war allen Diskutanten klar, dass Projekte und Programme der Art, wie das wohnmobil angelegt ist, an und für sich keinen Neuigkeitswert haben. Und doch eröffnet die Stiftung mit dem wohnmobil besondere Möglichkeiten. Denn die Stiftung ist nicht darauf angewiesen, »neu«, »cool« oder sogar »außergewöhnlich« zu sein. Sie stellt sich dem Anspruch, die Innovationen zu nutzen, die nicht als Dinosaurier, sondern als neue Impulse für die Praxis enden. Sie ist absolut unabhängig und muss ihr Handeln nicht an Förderkulissen und aktuellen Befindlichkeiten ausrichten. Die Stiftung kann guten Gewissens auch schon Dagewesenes wiederholen. Auch das wohnmobil wird das Rad sicherlich nicht neu erfinden, aber es wird einen Beitrag dazu leisten, dass innovative Ansätze den Weg in die Praxis finden. Und dass sich die Kooperation zwischen den Disziplinen und den Akteuren wechselseitig vertieft. Das wohnmobil ist Vermittler, Plattform, Impulsgeber, Katalysator, Schwellenhelfer.

»Das Potenzial des wohnmobils liegt in der Investition in Köpfe.«

Joachim Boll



Abb. 23 – 28

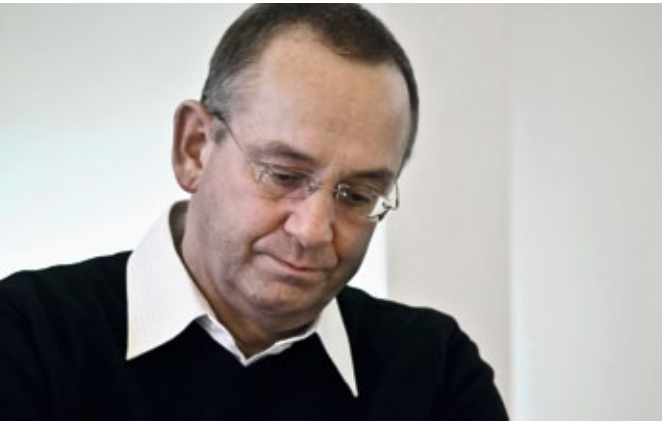


Abb. 29 – 34

Abb. 35 – 40

4 ♦ NACH DEM WORKSHOP IST VOR DEM WOHNMOBIL

Der Workshop hat die Entwicklung des wohnmobil-Konzepts maßgeblich bereichert. Auch im Nachgang haben uns die Teilnehmer Anregungen mit auf den Weg gegeben, wofür wir uns herzlich bedanken und die wir hier gerne zusammenfassen: Das wohnmobil muss sich mit Herausforderungen beschäftigen, für die noch keine oder zu wenige Förderkulissen existieren. Es soll sich gerade erst aufscheinenden, aber noch nicht klar definierten oder gelösten Problemen der Stadtentwicklung stellen.

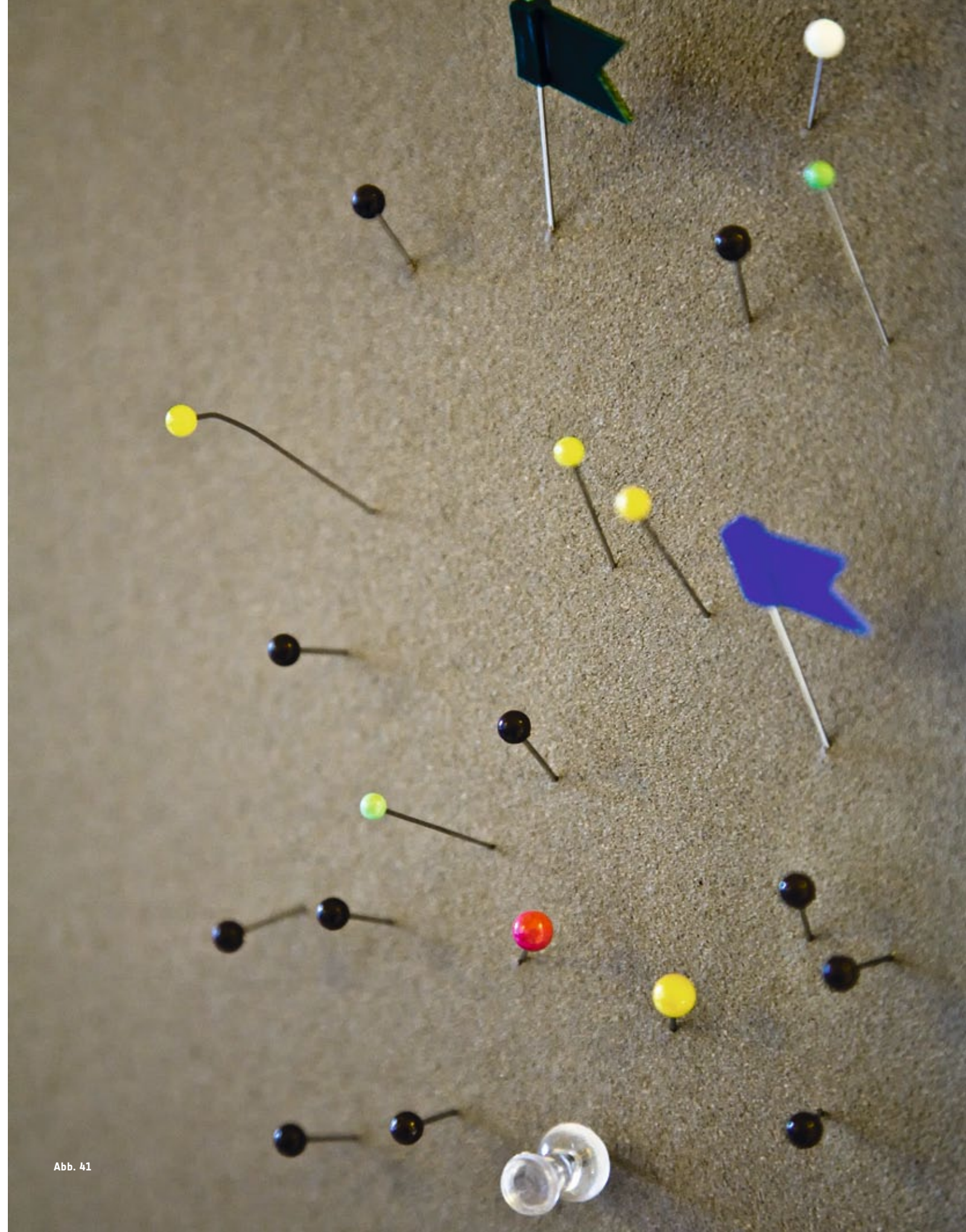
Das wohnmobil braucht gute und innovationsfreudige Partner vor Ort. Es kann nicht in Räumen handeln, in denen Ängste und Widerstände von vornherein überwiegen.

Die Experten sollten vor allem auch aus dem Stadtteil kommen. So ist eine strukturelle Verbindung zu den Partnern vor Ort, gerade auch nach dem Ende der jeweiligen Laufzeit gewährleistet. Es bietet sich eventuell an, nur die Leitung des Expertenteams extern zu besetzen und die weiteren Mitglieder unmittelbar aus dem Quartier zu gewinnen. Dies würde auch dem Ziel der Montag Stiftung Urbane Räume entsprechen, die Selbstorganisationskräfte in der Gesellschaft zu stärken.

Das wohnmobil ist im Moment vor allem ein pfiffiges und sympathisches Format, aber noch zu wenig inhaltlich angetrieben. Das Format muss bis zur konkreten Anwendung beweglich bleiben und sollte sich bezüglich seiner Arbeitsweise nicht weiter ausdifferenzieren.

Die Montag Stiftung Urbane Räume wird mit diesen Anregungen nun auf die Suche nach möglichen Anwendungsfeldern gehen. Das wohnmobil muss entlang der Praxis einen guten Weg zwischen Originalität und Sachlichkeit, zwischen Problem- und Lösungsbewusstsein finden.

Hierfür wird sicher einige ruhige Vorbereitungszeit ins Land fließen. Wir sind gespannt, wann und wo engagierte Projektpartner und das wohnmobil zusammen finden.



ABLAUF DES WORKSHOPS

12. MÄRZ 2010, 14 – 19 UHR

14 UHR
Begrüßung und Einführung
Carl Richard Montag (Stifter) und
Frauke Burgdorff (Vorstand der Montag Stiftung Urbane Räume gAG)

14.30 UHR
Präsentation des wohnmobil-Konzepts
Montag Stiftung Urbane Räume gAG

15 UHR
Impulsvorträge
1. »Stadt auf Probe«
 (Stefan Rettich, KARO*)
2. »Initiative ergreifen«
 (Joachim Boll, startklar.projekt.kommunikation)
3. »Demographischer und wirtschaftlich-struktureller Wandel:
 Neue Herausforderungen für die Zukunft.«
 (Dr.Marie-Therese Krings-Heckemeier, empirica)

16 UHR
Arbeitsgruppen

18 UHR
Plädoyers und Diskussion

19 UHR
Ende des Workshops

TEILNEHMERLISTE

DR. HARTMUT ARRAS
Berlin

PROF. GEORG-CHRISTOF BERTSCH
BERTSCH.BRAND CONSULTANTS, Frankfurt am Main

JOACHIM BOLL
startklar.projekt.kommunikation, Dortmund

BARBARA CLEMENS-LAMPE
Düsseldorf

PROF. CHRISTOPHER DELL
Institut für Improvisationstechnologie, Berlin

CLAUDIA JANSEN
Stadt Duisburg

GUDRUN KIRCHHOFF
Schader-Stiftung, Darmstadt

DR. MARIE-THERESE KRINGS-HECKEMEIER
empirica, Berlin

PROF. ULLI MEISEL
Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung (ILS),
Aachen

DR. ANDREAS PÄTZ
Wirtschaftsförderungs- und Wohnungsbaugesellschaft mbH
(WWG) Königswinter

STEFAN RETTICH
KARO* Architekten, Leipzig

ULRIKE ROSE
StadtBauKultur NRW, Gelsenkirchen

TOBIAS SCHASSE
Stadt Worms

GISELA SCHMITT
RWTH Aachen

ALEXANDER SCHMITZ
Interboden Innovative Lebenswelten GmbH, Ratingen

PROF. DR. URSULA STEIN
Stein + Schultz – Stadt-, Regional- und Freiraumplaner,
Frankfurt am Main

LARS-CHRISTIAN UHLIG
Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR),
Bonn

YASEMIN UTKU
sds_utku Büro für Städtebau, Denkmalpflege,
Stadtforschung, Dortmund

QUELLENVERZEICHNIS

BBR (HRSG.) 2008:
Szenarien und Modellrechnungen für die Steuerung von Quartiersentwicklung, ExWoSt-Forschungsfeld »Stadtquartiere im Umbruch«; auf: www.uni-leipzig.de/isb/squ, aufgerufen: Mai 2010.

DE.WIKIPEDIA.ORG:
Großwohnsiedlung; aufgerufen: Mai 2010.

GÖTZ, USCHI UND REISCHKE, MARTIN 2009:
Lesezeichen – Bibliotheken in Baden-Württemberg und in Sachsen-Anhalt; auf: <http://www.dradio.de/dkultur/sendungen/laenderreport/1038173/>, aufgerufen: Mai 2010.

FARWICK, ANDREAS 2007:
Die räumliche Polarisierung von Armut in der Stadt – Ursachen, Ausprägungen und soziale Folgen; in: Arbeitskammer Bremen (Hrsg.): Armutsbericht 2007. Bremen. S.38 – 53.

ROSENBOHM, TIM 2006:
Perspektiven peripher gelegener Einfamilienhausgebiete – Auswirkungen des demografischen Wandels auf Wohnbedingungen am Stadtrand; in: RaumPlanung, Nr.126 / 127. Dortmund. S.120 – 124.

SCHADER-STIFTUNG 2005:
Demographischer Wandel und Wohnraumnachfrage; auf: http://www.schader-stiftung.de/wohn_wandel/847.php, aufgerufen: Mai 2010.

SEN, AMARTYA 1999:
Ökonomie für den Menschen. München.

TIMM, ULRIKE 2008:
Wohnsituation in Deutschland 2006, Ergebnisse der Mikrozensus-Zusatzerhebung (korrigierte Fassung, April 2008); in: Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Wirtschaft und Statistik, Nr.2 / 2008. Wiesbaden. S.113 – 122.

WILLINGER, STEPHAN 2006:
Definitiv unvollendet. Die Großsiedlungen der Gesellschaft; in: BBR (Hrsg.): Informationen zur Raumentwicklung, Heft 3/4.2006. Bonn. S.I – VII.

Alle im Bericht hervorgehobenen Zitate sind Äußerungen der Workshopteilnehmer, sofern nicht anders angegeben.

6 ▶ IMPRESSUM

HERAUSGEBER
Montag Stiftung Urbane Räume gAG
Raiffeisenstraße 2
53113 Bonn
www.montag-stiftungen.de

REDAKTION
Robert Ambrée, Frauke Burgdorff, Marcus Paul
(Montag Stiftung Urbane Räume gAG)

LEKTORAT
Dr.Christian Kemper, inbetweener huven.kemper GbR

WORKSHOPPROTOKOLL
Stephanie Ludwig

PROTOKOLLE DER ARBEITSGRUPPEN
Sandra Bernien, Isabel Finkenberger, Susanne Stübben

ILLUSTRATION
Max von Bock (Abb. 1 – 6)

FOTOGRAFIEN UND BILDNACHWEISE
Christopher Clem Franken (Abb. 7, 8, 23 – 41), Manfred Vollmer (Abb. 12, 13, 14), KARO* (Abb. 9, 10), LUWOGÉ (Abb. 15, 16), Hans Blosssey (Abb. 18, 20), Stefan Bayer (Abb. 21, 22) Thomas Völkl (Abb. 11), empirica (Abb. 17), Holger Weitzel (Abb. 19), caesar:muck / photocase.com (Cover)

LAYOUT UND GESTALTUNG DES BERICHTS
labor b, Ruhrgebiet

Bonn, im September 2010

